

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 47 (1937)

Artikel: Etwas vom Schnürlen und von den Schnürlistuben
Autor: Amsler, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

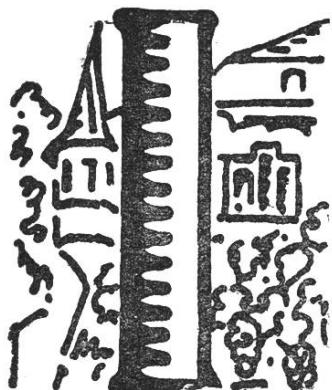
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Etwas vom Schnürlen und von den Schnürlistuben.



In den Kanton Aargau kam vermutlich die Strohindustrie durch wandernde Häusler aus dem Schwarzwald und wurde zunächst im Freiamt heimisch. Der erste obrigkeitliche Erlass¹⁾ der Behörden wegen der Strohflechterei datiert vom 17. Mai 1743 und richtet sich gegen schlechtes Maß. Ein Erlass vom 10. Mai 1744 aus Bremgarten bestimmt, daß alle die, welche Halme zu Strohgeslechten schneiden, sich beim Amtmann des Klosters anzumelden und anzugeben haben, was sie geschnitten haben. Anlaß gab der Umstand, daß die zu den Strohgeslechten verwendeten Halme schon vor der Reife geschnitten werden mußten, wodurch die Klöster, welche in Wohlen den Zehnten bezogen, beeinträchtigt wurden. Für das zu früh geschnittene Stroh mußte dann der Zehnten nach Schätzung nachgeliefert werden.

In Brugg¹⁾ selber fasste die Strohindustrie erst im Jahre 1840 festen Fuß (V. Debrunner, 1813–1866). Bis zu jenem Jahr bestand links der Aare und auch am Rhein keinerlei Strohindustrie. Auch die Strohflechterei konnte sich von Brugg aus in diesen Gegenden nicht dauernd einbürgern. Dagegen wurde das ums Jahr 1842 erfundene Schnürlen in den 50er Jahren in vielen Gemeinden des Bezirks Brugg und insbesondere in den drei Dörfern der Kirchgemeinde unter dem Berg (Bözen) heimisch. Und diese heimelige Häuslerindustrie, die seinerzeit eine ganze Ummärselung in der Strohbranche herbeigeführt hatte, trug in der Folge manche Jahre dazu bei, daß sich die Bevölkerung leichter über Zeiten, da die Reben versagten, hinwegsetzen konnte. Glücklicherweise trafen wiederholt Jahre der Hochkonjunktur in der Strohindustrie (anfangs der 50er, 80er und 90er Jahre) mit schlechten Weinjahren zusammen.

¹⁾ Siehe Dr. Hans Lehmann: Die Aarg. Strohindustrien.

Folgten dann gute Zeiten des Weinbaues, während die Stroh-
industrie Krisen durchmachte, so stellte man einfach die Räder
nebst Zubehör auf den Estrich.

Seit beinahe 10 Jahren hat nun das Schnürlein aber ganz
aufgehört und dürfte kaum wieder zur Blüte gelangen. Es er-
scheint deshalb am Platze, seine Technik, die im oben erwähn-
ten (siehe Fußnote) Werk nicht beschrieben ist, in Wort und
Bild festzuhalten und der Nachwelt auch einiges zu sagen über
die Schnürlistuben, welche zeitweise anstelle der früheren Spinn-
stuben traten, zumal die Rädli allmählich vom Wurm zer-
fressen werden und verschwinden.

Als Rohmaterial für das Schnürlein dient, wie für die
Strohgeflechte, das Flecht- und Sesselstroh. Hierzu wird der
Roggenhalm verwendet, der aber geschnitten werden muß, so-
lange er noch geschmeidig und weich ist, d. h. unmittelbar nach
der Blütezeit. Später wird der Halm holzig. Letzterer muß zu-
dem gerade sein; ein vom Wind geknickter Halm ist ungeeignet.

Die Halme werden büschelweise mit der einen Hand gefaßt,
darauf mit der andern vermittelst der Sichel geschnitten und
flach über die ganze Ackerbreite in Bandform sorgfältig ausge-
breitet. Bei sonnigem Wetter sind sie in 2—3 Tagen soweit
trocken und gebleicht, daß sie in Garben (Schaub) gebunden und
in die luftige Scheune oder einen Schopf verbracht werden kön-
nen. Bei Regenwetter dauert der Bleicheprozeß länger und es
tritt unter Umständen auch eine bedeutende Entwertung der
Ware ein, da das Stroh fleißig bezw. schwärzlich wird.

Wenn der Halm ausgetrocknet ist, erfolgt das Entknoten,
das „Halmenaushauen“, wie diese Arbeit genannt wird. Der
Halmenausschneider nimmt einen Schaub neben sich und schnei-
det mit einem scharfen Messer Halm für Halm ab. Dies
geschieht dadurch, daß die Knoten mit der angewachsenen Blatt-
scheide entfernt werden. Der Halm zerfällt dabei in der Regel
in einen kurzen untern, einen zweiten, bedeutend längern, einen
dritten, sich nach oben etwas verjüngenden und in den obersten,
die Fruchthäre tragenden Teil, den sog. Spitz. Die kurzen
untern Röhrchen finden Verwendung als Trinkröhrchen. Das

zweite Röhrchen ist der wertvollste Teil des Halms und wird als Flecht- und Schnürlistroh verwendet, während der dritte Teil (das dritte Röhrchen) und der Spitz als Sesselstroh Verwendung finden. Auch die zweiten Röhrchen (Flechtröhrchen) fallen verschieden lang aus und müssen noch sortiert werden. Hiezu wird das sog. Sieb verwendet, d. i. ein rechteckiger Holzkasten mit einem eingeschobenen, mehr oder weniger engmaschigen Netz aus Eisendrähten. Nach der Sortierung wird das Stroh (d. h. die Flechtröhrchen) gebündelt und per Sack oder auch Pfundweise verkauft. Herrschte Hochkonjunktur in der Strohindustrie, so verwendete man auch ausgereiftes Stroh. Die Fabrikanten kauften aber diese Ware, weil brüchig, nicht gerne.

Wollte man aus diesen Strohröhrchen Schnürli erstellen, so spaltete eine hierin erfahrene Person (meist der Vater oder die Mutter) dieselben. Hiezu verwendete man ein „Ries“ Spalter (Dreier-, Vierer-, Fünfer- bis Zwölferpalter). Diese wurden aus einem beinahe zylindrischen Beinstück von zirka 6 Zentimeter Länge und 1 Zentimeter Durchmesser angefertigt.

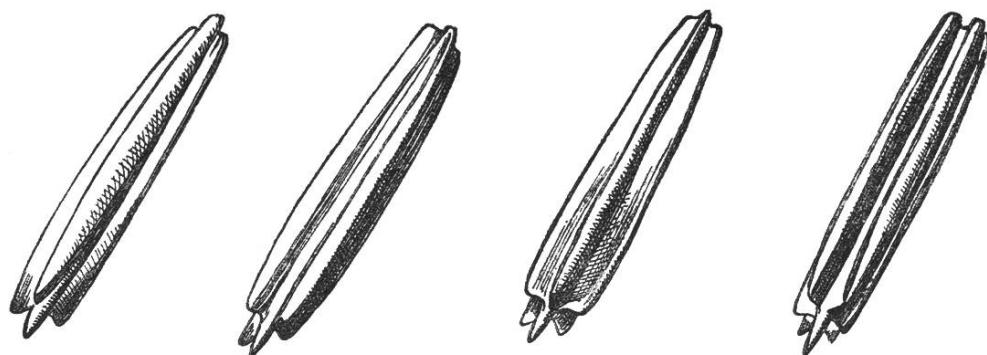


Abb. 1. — Spalter, aus Knochen, zum Spalten der Strohröhrchen, ca. 6 cm lang, 1 cm breit.

Um eine scharfe Spize sind, 2—3 Millimeter zurückstehend, sternförmig 3—12 Einkerbungen angeordnet, welche gegen die Spize hin messerartig geschärft sind.

Beim Spalten wurde die Spize des Splitters (je nach dem Umfang des Röhrchens wurde eine niedrigere oder höhere Nummer gewählt) in die Mitte des Röhrchens eingeführt und

dieses in gleichmäßige schmale Streifen zerlegt. Der Spaltende mußte gut aufpassen, damit die Spize des Spalters das Röhrchen nicht seitwärts durchstieß, sondern stets in der Mitte blieb.

War genügend gespaltenes Stroh vorhanden, so wurde dasselbe im Wasser geneigt und dann mittelst der „Ryb i“ glimpfig gemacht. Diese Reibe, eine Art Mange, besteht aus einem Holzrahmen, an dem zwei auf einander liegende Walzen aus Holz befestigt sind. Die untere Walze wird durch eine hölzerne Handkurbel (Triebel) in Bewegung gesetzt (gedreht). Die obere Walze läuft in einer Führung und ihr Aufliegen auf der

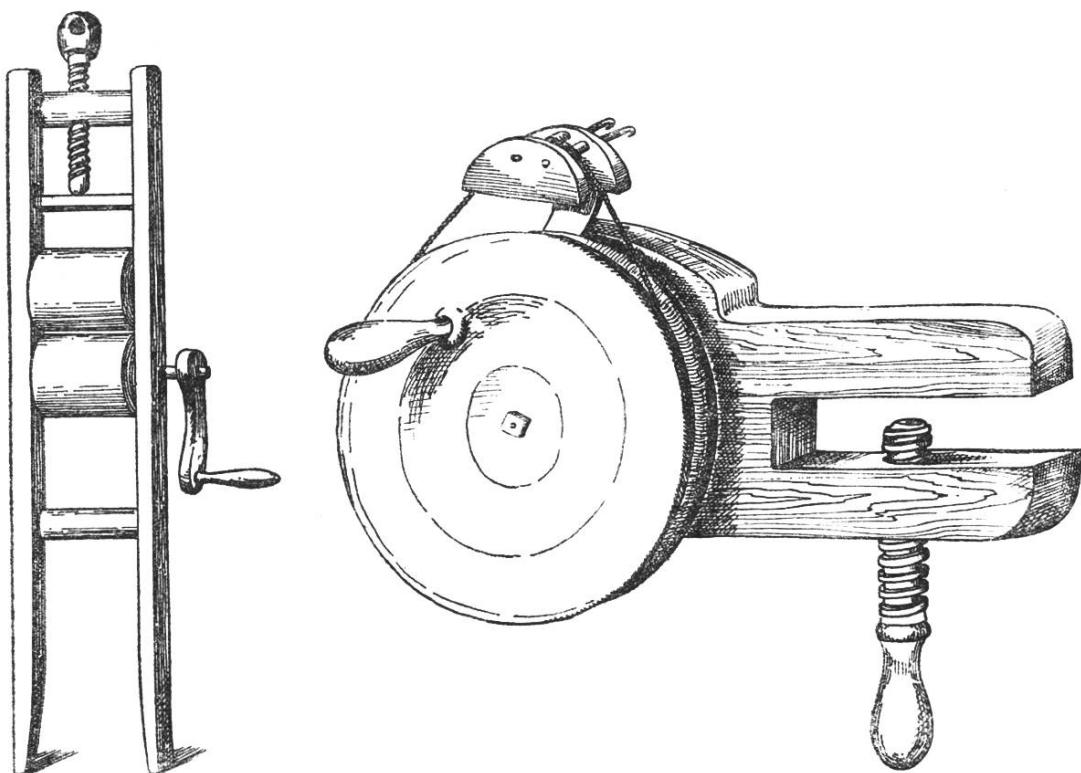


Abb. 2. — Rybi, zum Reiben und „Glimpfigmachen“ des gespaltenen Strohs

Abb. 3. — Schnürlirad;
Rad durchmesser ca. 30 cm.

untern Walze kann durch eine Art Spindel (siehe Abbildung 2, oben in der Mitte) und den mit letzterer in Verbindung stehenden, beweglichen Querbalken reguliert werden.

Das Reiben des Strohes war eine wichtige Sache und erforderte ziemliche Erfahrung. Wurde es zu wenig lang gerie-

ben, so machte es beim Schnürlen die Finger rasch wund. Nieb man das Stroh aber zu lange, so kam es vor, daß die Streifen zerfielen.

Nach dem Reiben war das Stroh zum Schnürlen fertig und wurde vom Schnürler in feuchtem Zustande vor sich auf den Tisch gelegt und mit einem Stein, einem Stück Eisen und dergleichen belastet (vergl. Tafel I, Abbildung 4, wo auch die Strohröhrchen, Spalter, das gespaltene Stroh, Schnürlirad, der Knecht und die Rybi abgebildet sind, d. h. die Ecke einer Schnürlistube). Die Belastung hatte den Zweck, zu verhindern, daß sich beim Ausziehen der Strohstreifen mehr aus dem Büschel loslösten, als man bedurfte (in der Regel zwei Stück).

Um Schnürli aus diesen Strohstreifen machen zu können, brauchte man das Schnürlirad (kurz Rädli geheißen) und den Knecht (Halter). (Vergl. Abbildungen 3 und 4.)

Das Schnürlirad besteht aus einem Träger (Support) aus Hartholz, der zum Befestigen an einem Tisch mittelst Holzschraube eingerichtet ist. An diesem Träger sind ein hölzernes Handrad von zirka 30 Zentimeter Durchmesser (mit Holzgriff) und der sog. Kopf (Aufsatz) befestigt. Letzterer ist verstellbar und repräsentiert sich als die Hälfte einer Holzrolle, die einen Ausschnitt aufweist, in welchem zwei kleine hölzerne Rollen (Wirteli) angebracht sind. Diese haben eine Länge von 2 und einen Durchmesser von 1,2 Zentimeter und umschließen je eine Spindel aus Eisendraht.

Durch eine über das Handrad und die zwei Wirteli laufende Darmseide oder Schnur können bei Umdrehung des Handrades die zwei Spindeln in rasche Bewegung gesetzt werden.

Der Knecht (Halter) besteht ebenfalls aus einem hart-hölzernen Träger (Support), der mittelst einer Holzschraube an einem Tisch befestigt werden kann. An ihm ist ein senkrecht stehender hölzerner Zapfen von 12 Zentimeter Höhe eingesteckt, der am oberen Ende durchbohrt ist. In dieser Öffnung läuft eine Schnur, die an einem Ende ein kleines Gewicht (1 Stück Eisen, Blei, Stein und dergl.) trägt, während am andern

Ende ein Spannhaken aus dünnem Eisendraht befestigt ist (vergl. Abbildung 4, rechts am Tische angeschraubt).

Waren das Rad (rechter Hand vom Schnürler) und der Knecht (linker Hand) am Tisch befestigt, d. h. angeschraubt (siehe Abbildung 4), so konnte sofort mit dem Schnürsel be- gonnen werden. Zu diesem Zwecke befestigte man an jeder Spindel des Rades (Abbildung 3, oben) einen Strohstreifen, fasste mit der linken Hand letztere so, daß sie im gleichen Ab- stand, wie am Rad, auf den Zeigefinger zu liegen kamen, in welcher Lage sie vom Daumen festgehalten wurden. Dann drehte man die Streifen, unter rascher Bewegung des Handrades bzw. der Wirteli (Spindeln), bis an die äußersten Spitzen rund und befestigte sie hierauf am Spannhaken des Knechtes. Alsdann wurde der Zeigefinger der linken Hand zwischen die zwei Strohdrähte gehalten und ersterer, unter steter Bewegung des Rades bzw. der Spindeln, vorwärts (Richtung Rad) be- wegzt. So entstand das Schnürli. Dieses wurde dann von den zwei Spindeln losgelöst und, nur an einer derselben befestigt, nach rückwärts gedreht. Nun war es gebrauchsfertig, wurde endgültig vom Rad weggenommen und quer über den Büschel Strohstreifen gelegt (vergl. Abbildung 4). Ungeübte Schnürler erzeugten etwa auch unbrauchbare Schnürli, sog. Struchrai. Diese entstanden insbesondere, wenn ein Strohstreifen mangel- haft war und sich nicht rund drehen ließ (siehe die zwei einzel- nen Stücke in Abbildung 4).

War eine größere Anzahl Schnürli erstellt, so wurden aus je 100 Stück kleine Bunde gemacht. Schließlich wurden je 10 solche Bunde zu einem größern BUND (1000 Stück) vereinigt und die Schnürli in dieser Aufnahme an die Händler verkauft.

Preise von Fr. 5.— per Tausend, wie sie kurz nach Erfin- dung des Schnürlirades bezahlt wurden, erhielten die Schnür- ler im Bezirk Brugg allerdings nicht. Aber in guten Geschäfts- jahren (1880—1883) wurden doch öfter bis zu Fr. 1.50 per Tausend bezahlt (Mitte der 20er Jahre dieses Jahrhunderts bis Fr. 2.— per Tausend). Ein ganz geübter Schnürler brachte es in der Stunde auf 200—250 Stück. Ausnahmsweise konn-

ten solche, die ohne Knecht zu arbeiten verstanden, sogar 250 bis 300 Stück per Stunde anfertigen. Für einigermaßen geübte Kinder rechnete man 100—150 in der Stunde.

Der erwähnte Preis von Fr. 1.50 per 1000 Stück war aber nicht der Nettoverdienst des Schnürlers; denn es ging hiervon der Ankauf des Strohes ab, das in Zeiten der Hochkonjunktur natürlich auch teurer bezahlt werden mußte und zwar bis zu 80 Rappen das Pfund, aus dem 3000—3500 Schnürli erstellt werden konnten. Ferner war die Person in Betracht zu ziehen, welche das Spalten und Reiben besorgte. Immerhin konnte ein geübter Schnürler, allerdings bei mehr als acht Arbeitsstunden, wie sie heute üblich sind, im Tag Fr. 1.— bis Fr. 1.50 verdienen und das war in jener Zeit viel Geld. Meist galten aber die Schnürli nur 60—80 Rappen per Tausend. Ja es wurden sogar noch solche für den Betrag von 20 Rappen erstellt. Dies geschah indessen nur ausnahmsweise, entweder von ganz armen Personen oder etwa von alleinstehenden Frauen, denen das Schnürlen über die langen Winterabende hinweghalf.

Ein großes Anlagekapital war glücklicherweise für diese Hausindustrie nicht notwendig. Eine Schnürleinrichtung (Rad, Knecht, Spalter und Rybi) kam in den 80er Jahren bloß auf Fr. 20.— bis Fr. 25.— zu stehen. Wollte in einer Familie mehr als eine Person schnürlen, so mußte lediglich ein weiteres Rad mit Knecht angeschafft werden, was etwa Fr. 5.— kostete.

Auch besonderer Lokale bedurfte es nicht. Die Räder konnten an jedem Bauerntisch angebracht werden und zwar an jeder Stirnseite je ein Stück und an den Längsseiten meistens deren zwei, sodaß in der Regel sechs Personen an einem Tisch schnürlen konnten. Brauchte man letztern zu einem andern Zweck, zum Beispiel zum Essen, so wurden die Rädeli abgeschraubt und in irgend eine Ecke gestellt.

Geschnürlet wurde zudem nur in Zeiten, wo dies die landwirtschaftlichen Betriebe erlaubten, d. h. in der Regel nur im Winter und auch da von den erwachsenen Personen meist nur nachts. Nur in Zeiten der Hochkonjunktur wurde allgemein auch am Tage während des Winters geschnürlet. Bei einiger-

maßen ordentlich situierten Familien schnürleten nur die Kinder in ihrer schulfreien Zeit. Im allgemeinen war diese Arbeit bei ihnen sehr beliebt, waren sie doch von Jugend auf ans Arbeiten gewöhnt und zwar meist an viel schwerere, wie Hacken, Grund und Mist in den „Hotten“ tragen und dergleichen, so daß namentlich den Buben das Schnürlehen eher als ein Spiel vorkam. Häufig kam man auch bei einem Schulkameraden, ein halbes Dutzend hoch, zusammen und schnürlehte gemeinschaftlich. Dabei ging es dann oft recht lebhaft und fröhlich her, und viele werden diese Nachmittage noch in guter Erinnerung haben. Bald wurde gewettet, wer am raschesten 50 oder 100 Stück gemacht hatte. Statt Geld setzte man Knöpfe oder Märbel. Dann wieder wurde gesungen oder man hielt Rat, was am Sonnagnachmittag, nach der Kinderlehre, geleistet werden sollte. In diesen Schnürlistuben wurden auch die Pläne ausgeheckt zur Bekämpfung der „Oesterreicher“, wie von uns Buben noch in den 80er Jahren die Hornusser Knaben genannt wurden. Fast alljährlich, wenn in der Schule die Schlachten am Morgarten, bei Sempach und Näfels und die Mordnacht zu Brugg behandelt wurden, kam es zu kriegerischen Auszügen. Mit Rebstecken, Latten und dergleichen bewaffnet, marschierten wir Hornussen zu und stellten uns an einem Abhang auf. In gleicher Weise rückte dann auch die Zukunft von Hornussen an. Meist kam es aber nicht zum Treffen. Sieger blieb in der Regel, ohne jeden Schwertstreich, die Uebermacht. Dafür war unter uns immer noch die Rede von einer regelrechten Schlacht, welche die Bözer Jugend Mitte der 70er Jahre (wohl eine Folge des deutsch-französischen Krieges) siegreich gegen die Hornusser bestanden hatte und wobei es beiderseits Verletzte gab, so daß die Schulpflegen energisch einschreiten mußten. Wir Buben haben noch Jahre nachher mit Bewunderung an den damaligen „Führer“ der Bözer Knaben emporgesehen, der sich auch anlässlich der Einnahme durch die Schulpflege unseres Erachtens heldenhaft benommen hatte und sogar auf die Frage des Schulpräsidenten: „Wer gab das Blei?“ mit einem Reim (Jakob Pfister aus der Mei) zu antworten gewußt hatte.

Aber auch alle Vorkommnisse im Dorfe wurden in den Schnürlistuben der Kritik unterstellt und gewürdigt. Stoff boten alljährlich die Treibjagden auf die Wildschweine, welche die Kartoffeln in den Reutenen fraßen. Es war damals noch Usus, daß Waldparzellen, wenn deren Bestand abgeholt war, an die Bürger abgegeben wurden, die sie, nachdem die Stöcke ausgerautet waren, einige Jahre bepflanzen konnten, worauf man wieder junge Waldfärlinge (Tannen, Erlen, Buchen usw.) setzte, was im Gemeindewerk geschah. An einer solchen Treibjagd wurden in meiner frühesten Jugendzeit (Ende der 70er Jahre) einmal sieben Wildschweine erlegt.

Das beliebteste Thema war aber der Jahrmarkt, der alljährlich zweimal in Bözen (im Frühjahr und Herbst) stattfand, der Bözer Märt. Welch magisches Wort war das für uns Buben. Ja, jetzt noch, nach beinahe 60 Jahren, hat es für mich einen hellen, märchenhaften Glanz. Und dabei wies dieser Jahrmarkt keinen Vergnügungspark auf mit all den Finessen, wie sie jetzt auf den Messen zu treffen sind. Nicht einmal ein Karussell (Rößliryti) war vorhanden. Hiezu mußte man schon an den Fricker Jahrmarkt gehen, was aber für uns Buben nicht in Frage kam.

Schon am Vortag, beim Aufstellen der Stände, waren wir mit allem Eifer dabei und halfen mit, soweit unsere Kräfte reichten. Nebenbei hielten wir Rat, was wir wohl kaufen wollten und zeigten einander neuerdings die gesparten Buben. Besaß einer, was aber selten vorkam, einen ganzen Franken, so wurde er allseitig als Krösus bestaunt. Aber auch die weniger Reichen glaubten, sie könnten mit ihren Schäzen den halben Markt kaufen.

Endlich, endlich brach der Tag des „Märtes“ an. Leider war am Vormittag noch Schule, weshalb allgemein die Kleinen, welche dieses Nebel noch nicht kannten, beneidet wurden. Dafür wurde dann die Schulpause reichlich ausgenützt, um einen Vorgeschmack zu holen, und die Lehrer dehnten sie in der Regel auch gehörig aus.

Mittags (der Morgen wurde von den Messleuten zum

Auspacken benützt) feierte die ganze Bevölkerung, und auch die Einwohner von Effingen und Elsingen erschienen auf dem Markte, konnte man doch damals noch alles kaufen, wessen eine Haushaltung das Jahr hindurch bedurste. Auch unsere Strohhüte und im Herbst die Kappen wurden hier eingehandelt. Die Eltern ließen uns nach diesem Einkauf volle Freiheit, trafen sie doch fortwährend Kameraden und Kameradinnen aus der Schul- und Konfirmandenzeit, mit denen viel zu besprechen war.

Unser erstes Ziel waren natürlich die Stände mit Zuckerstengeln und Lebkuchen. Bevor wir aber für 5 Rappen einkaufen, wurde eifrig beraten und erwogen, welcher Stand die besten verkaufte und wo es sogar zwei Stück für diesen Betrag gab. Dann bestaunten wir die Ausrufer, eine Art billiger Jakob; insbesondere aber fesselten uns die Stände der „Grazinbler“, wo Messerschmiedwaren aller Art waren. Reichte es nicht zu einem Taschenmesser, dem Stolz und der Sehnsucht eines jeden von uns, so wurde doch wenigstens für 10 Rappen ein „Hegel“ erstanden. Beneidenswerte Zeit, da die Eltern, der Götti und die Gotte den Kindern mit 10—20 Rappen noch solches Glück verschaffen konnten.

Reichlichen Stoff zur Unterhaltung boten ferner die periodischen Eieraufläset (Eierläset). Stand ein solcher bevor, so galt es, möglichst bald die Rollenverteilung zu erfahren, welche von den Mitwirkenden streng geheim gehalten werden sollte. Diejenigen, welche ältere Brüder besaßen, wurden beauftragt, diese auszuhorchen, um doch wenigstens zu erfahren, wem die wichtigen Rollen des Pfarrers, Läufers und Eieraufläsers zugeteilt waren. Nach dem Eierläset aber war noch lange davon die Rede, und die Mitwirkenden wurden einlässlich von uns kritisiert. Selten waren wir voll befriedigt und nahmen uns deshalb vor, die Sache einst noch besser zu machen.

Auch das Trotten (Auspressen der Weintrauben) spielte gewichtig mit bei unseren Unterhaltungen in den Schnürlistuben, war es doch damals nicht eine so prosaische Sache wie heute; denn man besaß noch die Baumtrotten, wo mittelst gewaltiger Eichenstämme die Trauben gepreßt wurden. Erst der

galt bei uns für voll, welcher nicht nur beim Aufziehen, sondern auch beim Herunterlassen des Baumes aktiv mitwirken durfte, während die kleinen lediglich „auffassen“, was für sie ein Ersatz der Rößliryti war. Jeder von uns wußte selbstverständlich auch, wie viel Wein jede Haushaltung geerntet und wer am meisten per Saum gelöst hatte.

Wie die Jugend am Tage, so versammelten sich die Erwachsenen nachts in den Schnürlistuben. Hatten im strengen Winter von 1879/80 noch überall Spinnstuben bestanden, welche trotz der Hochkonjunktur in der Strohindustrie während der 50er Jahre nie ganz eingegangen waren, so wurden sie in den folgenden Jahren nun vollständig und endgültig von den Schnürlistuben verdrängt. Ueber die Spinnstuben ist so viel geschrieben worden, daß sich jedermann selber das Leben und Treiben auch in den Schnürlistuben ausmalen kann. Geschrieben wurde meines Wissens hierüber nichts. Es war vielmehr Sache des „Gierläsetpfarrers“, alle diese Vorkommnisse in Erfahrung zu bringen und in seiner Predigt zu würdigen. Und auch wir wollen es damit bewenden lassen.

Adolf Amsler.



Rhythmus ist Arbeit,
Kreislauf des Blutes –
Wecket in uns
Kraft frohen Mutes!

Rhythmus ist Freude
Stille Musik, –
Wellengleich wandelndes
Menschengeschick!

Rhythmus ist Glück,
Beweglicher Klang,
Entströmt den Lippen
Als froher Gesang! E. B.